Jana Tošić

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Ägypten

vom 10. Oktober 2007 bis 5. Januar 2008

„Spuren im Wüstensand – Ägyptens indigene Bevölkerung zwischen Kulturerhalt und Identitätsverlust“

Von Jana Tošić

Ägypten, vom 10. Oktober 2007 bis 5. Januar 2008

Inhalt

1. Zur Person 462

2. „Augen auf und durch!“ – Filmen in Ägypten 462

3. Terror, Tourismus und Isolation 463

4. KAIRO – Schwierigkeiten der Großstadt-Beduinen 465

5. REISE NACH MARSA MATRUH – Kleidung als Stigma 467

6. MARSA MATRUH – Ausverkauf mit staatlichem Kalkül 470

7. SIWA – Oase der unsichtbaren Frauen 477

9. Fazit und Ausblick 491

10. Dank 492

1. Zur Person

Ich bin in Nordrhein-Westfalen geboren und in einem binationalen Haushalt aufgewachsen. Vermutlich, weil ich die serbische Muttersprache meines Vaters nie richtig lernte, stürzte ich mich mit Begeisterung auf andere Sprachen. Ich studierte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Spanisch und Germanistik, befasste mich mit Farsi, lateinamerikanischen Indianersprachen und der Sprache der Sefarden in der nordafrikanischen Diaspora. In meiner Examensarbeit ging ich dem „Einfluss des Arabischen auf die spanische Sprache" auf den Grund. Im Jahre 2002/03 volontierte ich beim WDR, wo ich im Anschluss ein Jahr als TV-Redakteurin mit interkulturellem Schwerpunkt tätig war. Nach einem ersten Kontakt zu Beduinen auf dem Sinai begann ich 2004 arabisch zu lernen und mich intensiv mit der Thematik zu befassen. Seitdem bin ich als freie Fernsehjournalistin und Filmemacherin selbständig. Dank der Heinz-Kühn-Stiftung konnte ich im Herbst 2007 meinen Traum realisieren und drei Monate durch Ägypten reisen, um das Leben des Wüstenvolks besser kennen zu lernen, als es jemals als Touristin denkbar gewesen wäre.

2. „Augen auf und durch!" – Filmen in Ägypten

„Nehmen Sie die Filmkamera auf die Seite Ihres Körpers, die vom Wachposten abweicht. Filmen Sie auf keinen Fall den Polizisten dort oder das Wachhäuschen. Das gilt als militärisches Gebiet. Sonst kann man Sie festnehmen. Filmen Sie erst, wenn wir außer Reichweite sind. Schauen Sie nicht zu dem Mann, er beobachtet uns schon die ganze Zeit durch sein Fernglas. Sicher hat er schon unsere Wagennummer notiert und lässt sie grad' per Funk überprüfen. Ach, und plaudern Sie mit mir als ob nichts wäre!" Meine vorausschauende, beduinische Reiseleiterin meint es eigentlich nur gut. Doch Einschränkungen, die für sie völlig normal sind, geben mir als an deutsche Pressefreiheit gewöhnte Journalistin ein ungutes Gefühl. Man könnte annehmen, ich wollte geheimes Gelände ausspionieren. Dabei will ich doch nur eine Beduinensiedlung an der Mittelmeer-Küste filmen!

Schon in der an Touristen gewöhnten Hauptstadt Kairo kann ich mir nicht sicher sein beim Filmen. Die vielen schwarz uniformierten, bewaffneten Hilfspolizisten, die eigentlich auch für meine Sicherheit da sein sollten, werden beim Anblick meiner (in ihren Augen zu großen) Kamera misstrauisch und kontrollieren mich. Anders als in Deutschland habe ich hier kein Recht darauf, in der Öffentlichkeit zu filmen, was ich möchte. Immer wieder unterbrechen mich Polizisten, schicken mich weg oder verbieten „unschöne"

Motive: So darf ich den märchenhaft-orientalischen Bazar filmen, den Bettler um die Ecke aber nicht. Auch mein Stativ macht sie skeptisch: An der Kasse zum Pyramidengebiet muss ich ein eigenes Ticket für mein Stativ erwerben; als ich es später nutze, werde ich wegen journalistischen Filmens des Platzes verwiesen. Beweisbilder von Demonstrationen oder Szenen, wie ein Polizist einen Beduinen mit Schlägen vertreibt, könnten mich die Kamera kosten, warnt mich ein ARD-Kameramann vor. Deswegen gibt es viele meiner Reisebeobachtungen nur auf Papier festgehalten, nicht auf einer Filmkassette.

Auch die Recherchen gestalten sich anders als in Deutschland. Zwar hat jedes Ministerium Pressestellen und Ansprechpartner. Doch bei unbequemen Fragen muss ich die Erfahrung machen, dass die Zuständigen sich plötzlich doch nicht mehr zuständig fühlen oder auf einmal keine Zeit mehr für mich haben. Die arabische Höflichkeit verbietet außerdem ein eindeutiges „Nein“, und so muss ich erst lernen, warum manche Gesprächspartner ausweichen, sinnlose Hinweise und falsche Telefonkontakte herausgeben. In Ägypten Journalistin zu sein, heißt, Geduld zu haben und gute Menschenkenntnis zu entwickeln. Manches Mal bin ich in einer eindeutigen Recherche-Sackgasse gelandet, weil die Interviewpartner zu viel Angst vor Repressalien hatten. Besonders umsichtig müssen Nichtregierungsorganisationen sein: Ein falsches Interview kann sich bei der Genehmigungsvergabe für neue Projekte negativ auswirken. Aber manchmal braucht es auch einfach nur etwas Zeit, Vertrauen und viele Tassen gezuckerten Tees, bis ich doch noch meine gesuchten Informationen bekomme.

3. Terror, Tourismus und Isolation

Die Wüstenböden des Sinai waren noch nicht von den Landminen vorhergehender kriegerischer Konflikte geräumt, als in den vergangenen Jahren insgesamt fünf Bombenanschläge die beliebten Badeorte Sharm Al-Sheikh, Nuweiba, Dahab und Taba erschütterten. Die Hauptverdächtigen in den Augen der ägyptischen Ermittler: Beduinen. Nur sie kennen die geheimen Offroad Wege in den Bergen der Halbinsel, weichen geschickt verminten Straßenabschnitten aus und stehen seit jeher unter dem Verdacht mit dem „Feind“ zu kollaborieren (wahlweise Israelis, Palästinenser oder auch Al-Qaida). Die Folge: Über 2.500 Beduinen – Männer, Frauen, sogar Kinder – wurden willkürlich verhaftet. Der erklärte Ausnahmezustand machte DNA-Tests und Folterungen möglich. Nach Beobachtungen von Menschenrechtsorganisationen wie Human Rights Watch sind viele der damals Inhaftierten bis heute noch nicht wieder frei. In der Folgezeit verschärfte sich das ohnehin ange-

spannte Verhältnis zwischen Beduinen und ägyptischem Staat weiter. Hinzu kam eine Verschlechterung der Lebensbedingungen, da die Touristen zunächst ausblieben.

Etwa eine halbe Million Beduinen leben derzeit auf dem Sinai und in der westlichen, „libyschen“ Wüste. Vermutlich stammen sie von Nomaden-Clans ab, die im siebten Jahrhundert aus den Gebieten des heutigen Jemen und Saudi-Arabiens eingewandert sind. Die Sinai-Beduinen teilen sich in cirka 25 Stämme auf, die in eigenen Gebieten leben und einem Sheikh (Clanführer) unterstehen. Sie sprechen unterschiedliche arabische Dialekte und verwenden teilweise anderes Vokabular. Generell können sie sich aber miteinander verständigen. Der Begriff „Beduine“ ist abgeleitet von dem arabischen „badauwi“ (Plural: „bedu“) und bedeutet soviel wie „Wüstenbewohner“, nicht zwingend „Nomade“. Daher werden auch die am Mosesberg lebenden „Gabalaya“, deutsch: „die aus den Bergen“, als Beduinen bezeichnet, obwohl sie die Nachfahren christlich-mazedonischer Sklaven sind. Diese haben zunächst den Islam angenommen und dann die beduinische Lebensform.

Für mich ist es auch nach drei Monaten Ägypten schwer, die Stämme nach ihrem Aussehen zu unterscheiden. Ihnen gemeinsam sind ein zierlicher Wuchs, eine hagere Figur mit schmalem, bronzefarbenem Gesicht, hochliegende Wangenknochen und dunkle Augen. Sie unterscheiden sich auch in ihrem Auftreten vom gewöhnlichen Ägypter. Sie sind eher dezent, traditionsbewusster, höflicher, frommer und empfindsamer. Außerdem besitzen sie so etwas wie Stammesstolz, je näher sie mit den Vollnomaden, den „asil“, blutsverwandt sind.

„Raubüberfälle sind unsere Landwirtschaft“, sagen die Beduinen schmunzelnd über ihre Vergangenheit als räuberische Vollnomaden. Heute leben sie mehr schlecht als recht von ein wenig Viehzucht, harten Jobs in der Zement- und Ölindustrie und dem Tourismus. Kein Geheimnis ist, dass mancher Beduine von der wenig ertragreichen Ziegenzucht auf gewinnbringenden Cannabis- und Mohnanbau umstellte. Zwangsangesiedelt in slumähnlichen Vororten verlernen sie die beduinisch-traditionellen Tugenden, ohne die Vorteile der ägyptisch-modernen Lebensweise übernehmen zu können.

Die Berber Siwas

Ein ähnlicher, an sozialen Abstieg gekoppelter Kulturverlust droht auch den etwa 30.000 Berbern in Siwa in der libyschen Wüste. Sie sind keine einheitliche Volksgruppe und blutsmäßig nicht mit den Beduinen verwandt. Die Bezeichnung „Berber“ geht vermutlich auf das von Römern benutzte „Barbari“ zurück, „einer, der stammelt“, also nicht richtig Latein sprach. Dies lässt die Vermutung zu, dass jeder, der zu römischen Zeiten nach Nordafrika einwanderte, ein Berber sein konnte. Nachweislich gingen in dieser Bevöl-

kerungsgruppe auch die etwa 80.000 Familien germanischer Vandalen auf, so dass bis heute ein Prototyp des Berbers blond und hellhäutig ist. Typische Siwi-Familien mit hell-bronzefarbener Haut, dunkelblondem Haar und grünen Augen sind wohl auf diesen Einfluss zurückzuführen. Da über Dekaden sudanesische Sklaven in Siwa ansässig waren, gibt es aber auch den ganz dunklen Typus des Siwi. Insgesamt sind sie wohl eine Mischung aus Berbern, Beduinen und Sudanesen, die auf jeden Fall mehr ethnische Nähe zu den Völkern Nordwestafrikas haben als zum Niltal. Verständigen können sie sich mit anderen Berbern nicht: Es gibt hunderte verschiedener Berbersprachen, und das Siwi ist mittlerweile durchtränkt von arabischen Wörtern.

Als östlichste Enklave berberischen Brauchtums waren die Siwis in ihrer entlegenen Oase seit Jahrhunderten bis 1980 für den Tourismus geschlossen, unterhielten nur Handelskontakte mit durchreisenden Karawanen. Seit der Öffnung fahren Linienbusse die Oase nun über den Mittelmeer-Badeort Marsa Matruh dreimal täglich an, und Geschäftsleute wittern den großen Deal unter dem Deckmantel „Entwicklungshilfe“. Siwaexperte Samir Sobhi mahnt an, dass sich die Oasenkultur über Jahrhunderte gehalten hat, aber man ihr in den vergangenen zwanzig Jahren beim Verfall regelrecht zuschauen kann.

Eine schnelle Lösung ist nicht in Sicht, wohl aber gibt es erste hoffnungsvolle Projekte zum Erhalt des indigenen Kulturerbes und einer Verbesserung der Lebensumstände der Beduinen und Berber. Ich möchte einige dieser Entwicklungen und Projekte aufzeigen und ihren Nutzwert für die Beduinen in Frage stellen. Wie gelingt Berbern der Spagat zwischen Moderne und Tradition? Wie gestaltet sich der Alltag für die aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossenen Beduinenfrauen? Gelingt es ihnen, durch die Teilnahme an Kunsthandwerkprojekten ihre Stellung innerhalb des Stammes oder zumindest innerhalb ihres Clans zu verbessern? Meine Recherchen fallen in eine Zeit höchst heterogener Entwicklungen: Terrorismusvorwürfe gegen die Sinai-Beduinen, Stigmatisierung, Massentourismus, Profitgier, schwindendes Traditionsbewusstsein, mangelnde Chancengleichheit, populär werdender Umweltschutz, aufkeimender Kulturstolz, Autokratieerhalt mit allen Mitteln, Korruption und einer Pressefreiheit, die „Reporter ohne Grenzen“ mit einem Platz 133 bedachte. Willkommen in Ägypten!

4. KAIRO – Schwierigkeiten der Großstadt-Beduinen

Giza – nur 12 km vom Stadtkern Kairos entfernt. Raus aus dieser immerlauten, versmogten Stadt, die Pyramiden sehen und die ersten Beduinen treffen. Etwa eine halbe Stunde Fahrt ist nötig, durch Vororte voller beiger, zer-

fallener Häuserblocks, die nur durch die aushängende Wäsche als bewohnt zu erkennen sind. Schafherden auf den Straßen, Eselskarren, die mit blankpoliertem, wohlsortiertem Obst und Gemüse so schwer beladen sind, dass die Eselchen durch die Unwucht vorne fast abheben, vollverschleierte Straßenverkäuferinnen, die wie schwarze Brocken reglos auf dem Boden sitzen und Passanten mit lascher Hand Taschentücherpäckchen anbieten. Ungeahnte Grüngürtel und Wälder aus Palmen am Stadtrand, kleinere und größere Gärtnereien, die wild, aber ertragreich aussehen.

Dann plötzlich die lange, letzte Straße zum Wüstenhochplateau Giza, vorbei an dem Luxushotel Mina Oberoi Hotel und durch eine Straßenabsperrung hindurch.

Es ist, als begänne mit dem sandigen Wüstenplateau Gizas auch zugleich eine rechtsfreie Zone. Plötzlich rennen schreiende, ungepflegte junge Männer neben dem Taxi her und greifen durchs offene Fenster. Es ist so erschreckend wie sinnlos. So kann man keine Kunden gewinnen! Mein nervenstarker Taxifahrer wehrt sie alle ab, bringt mich direkt zum Ticketschalter und warnt mit erhobenem Zeigefinger: „Tickets nur am Schalter kaufen. Nichts kaufen. Niemandem Geld geben. Nicht mit dem Gesockse hier sprechen!“

Drinnen schreien Kutschenfahrer, berittene Reiseführer und noch schulpflichtige, kleine Souvenirverkäufer alle durcheinander, um die Gunst der ausländischen Touristen zu erhaschen. Eine gewisse Würde strahlen allenfalls die hoch auf ihren Kamelen im Schneidersitz thronenden Beduinen aus. Doch nur solange, bis ich bemerke, dass sie sich jedem Touristen zwar in der großen Gemütlichkeit des Kamelschritts, dennoch unvermeidlich vor die Kameralinse drängen und mit einem geschäftstüchtigen Grinsen zwischen Räuber und beduinischem Businessman rufen: „Pliiiiiiis piktshurrrrr mi!“ („Bitte fotografiere mich!“).

Ahnungslose Touristen, die stehen bleiben, haben schon verloren. Ich sehe, wie zwei knapp bekleidete Britinnen sich schüchtern und arglos erkundigen, was denn das obligatorische „Kamel-und-ich-vor-der-Pyramide“-Foto kosten würde. Da greift einer der Beduinen beherzt zu und hievt die erste fleischige Britin auf sein Kamel, setzt sich vor sie. Ein anderer Bedu hilft ihrer blonden Freundin auf sein Kamel. Doch statt des erwünschten Fotos bringt er das Kamel in schnellen Galopp. Ab die Post! Aus der Ferne höre ich die Britin noch kreischen: „Wo reitest Du mit mir hin?“. Dabei ist nicht „wohin“ die richtige Frage, sondern „wie lang und wie teuer“!

Eine halbe Stunde Kamelreiten kostet bei gutem Verhandeln (im besten Falle BEVOR man auf dem Kamel sitzt) vierzig ägyptische Pfund, also etwa fünf Euro. Das ist eine Summe, die ein Tourist womöglich an demselben Tag auch für zwei Fastfood-Menüs in Kairo bezahlen würde oder für ein typisches Souvenir wie einen Baumwollschal. Diese Summe entspricht al-

lerdings auch einem Dreitageslohn eines einfachen Arbeiters. Ein Beduine kann für dieses Geld die typischen Grundnahrungsmittel aller Wüstenbewohner kaufen (Mehl, Zucker, Tee, Reis und Salz) und immerhin mehrere Tage davon leben.

Wie auch immer man diese gelegentlich räuberische Art des Geldverdienens beurteilen mag, so sind doch die Einnahmen für die Beduinen keineswegs sicher. Die Konkurrenz im Pyramidengebiet ist groß, und es gibt vielerlei Arten für die Touristen, ihr Geld auszugeben. Hinzu kommt die berittene Polizei, die sich quasi als natürlicher Feind der Beduinen versteht: In schwarzen Uniformen, ebenfalls stolz hoch oben auf Kamelen, schlagen sie mit einer Gerte so lange auf die Kamele der Beduinen, bis diese von Preisverhandlungen mit Touristen ablassen. „No. No talk to Bedouin!" heißt die barsche Belehrung an den Touristen dann. Nicht nur im Schatten der Pyramiden erinnern sich Ägypter gern an ihr pharaonisches Erbe. „Wir sind Nachfahren der Pharaonen", höre ich häufig Ägypter während meiner Recherchereise prahlen. Und wer sich in der Genealogie der Pharaonen wähnt, vermag in den schwindenden indigenen Beduinengesellschaften kaum ein erhaltenswertes Kulturerbe zu entdecken. Dabei sehen sich die Polizisten als Beschützer der Touristen, selbst dann, wenn der Tourist gern ein Kamel mieten will. In vielen Fällen aber übernehmen Touristen intuitiv die Geringschätzung der ägyptischen Polizei gegenüber den Beduinen und sind erleichtert über den polizeilichen Beistand.

5. REISE NACH MARSA MATRUH – Kleidung als Stigma

Über die Unmöglichkeit vollverschleiert würdevoll Banane zu essen.

Die alte Beduinen-Lady tut mir etwas leid, wie sie da im Bus nach Matruh sitzt und mit Strickhandschuhen an den Händen versucht, eine Banane zu schälen. Als das vollbracht ist, hindert sie ein schwarzer Gesichtsschleier (der Niqab), der nur ihre Augen frei lässt, daran zu essen. Ihre ebenfalls vollverschleierte Enkelin muss ihr das Tuch etwas hochhalten, damit sie die nun geschälte Banane irgendwie unter das Tuch in Richtung Mund bringen kann und gleichzeitig trotzdem ihr Gesicht verdeckt. Die alte Dame schnauft; sie ist recht beleibt und die beklemmende Enge im Bus, die mit Teppich bezogenen Sitze, an denen der Stoff ihres Kleides hängen bleibt, die Hitze und wohl die unbehagliche Vorstellung, im vollbesetzten Bus die Blicke auf sich zu ziehen, machen der Frau sichtbar zu schaffen. Nach der Prozedur spült sie ein Fläschchen Mangosaft hastig hinterher und beginnt sich mitten im Bus unbeholfen die behandschuhten Hände mit ein wenig Trinkwasser zu reinigen. Wasser tropft auf den Boden und es riecht dunstig

nach Banane und alter Kleidung. Als sie nach einem kurzen Beine vertreten draußen kaum die steilen Stufen in den Bus hinein schafft, packe ich mit an und helfe der Enkelin, ihre beleibte Großmutter wieder auf ihren Platz zu hieven. Und aus dem Sehschlitz heraus lächeln mich zwei verknitterte, aber wache Äuglein verschmitzt an. Gott sei Dank freut sie sich über diese Hilfe. Denn das ist bei streng religiösen und auch sehr abergläubigen Frauen nicht selbstverständlich.

Für diese Frau aber ist die Vollverschleierung keine Demonstration einer gelebten religiösen Überzeugung, sonst hätte ich sie womöglich gar nicht anfassen dürfen, sondern ein textiler Sichtschutz, um ihre ländliche Herkunft und ihre Unbeholfenheit bei einem Großstadt-Ausflug nach Alexandria zu verhüllen. Und für ihre Enkelin mögen der Gesichtsschleier und die Handschuhe die Voraussetzung für eine generelle Reiseerlaubnis ohne Mann gewesen sein.

Schleiereulen-Alarm!

Anders als früher sehe ich auch in Kairo zunehmend mehr Frauen, die sich voll verschleiern, obwohl dies der Koran nicht zwingend vorschreibt. Die Mehrheit der Ägypterinnen trägt modisch-farbige Schals, die sie zweifach um den Kopf schlingen und seitlich mit einer Tuchnadel feststecken. Kecke Schulmädchen kombinieren mehrere Tücher in Knallfarben und stecken diese mit einer gewissen Kunstfertigkeit zu voluminösen Gebilden zusammen. Frauen ganz ohne Kopftücher sind in Kairo selten geworden. Häufig sind es Koptinnen, Christen also, bei denen das Tuch keine religiöse Bedeutung hat.

Komplett verschleierte Frauen werden im Stadtbild häufiger und geben sich – völlig im Gegensatz zu der betagten Beduinendame aus dem Bus – besonders selbstbewusst. Die Zeit längerer Fahrten in öffentlichen Verkehrsmitteln nutzen manche von ihnen, um genüsslich oder mit strafendem Blick die „Sündigen“ zu mustern. Die große Zahl der Verschleierten erzeugt eine charakteristische Art von Druck, dem man sich auch als Touristin nicht völlig entziehen kann. Dem kann ich nur mit Humor begegnen und nenne die voll verschleierten Gafferinnen heimlich „Schleiereulen“.

Auf einem anderen Blatt steht, dass die Vollverschleierung durch Licht- und Vitaminmangel ausgelöste Krankheiten begünstigt. Vollverschleierte Frauen, die sich auch zu Hause in den typisch arabischen, fensterlosen Räumen aufhalten, riskieren Migräne, Depressionen, Hauterkrankungen und Knochenschwund (Osteomalazie und Osteoporose). Bei Schwangeren kann der Lichtmangel zu Bluthochdruck, Diabetes mellitus, vorzeitigen Wehen und zu kleinen, zu leichten Babys („small for gestational age infants“) führen. Infolge dessen kommt es bei Kleinkindern häufig zu Rachitis (Knochenfehlstellung), die auch wegen einer calciumarmen Ernährung nicht ohne weiteres ausgeglichen werden kann.

Allerdings ist eine Komplettverschleierung auch in Kairo nicht unbedingt dezent. Manche Touristin aus Saudi-Arabien oder den Emiraten zeigt ihren Reichtum durch edelstes Tuch und ihren Geschmack durch auffälliges Augen-Make-up. Nicht zuletzt kann die schwarze Vollverschleierung anonymisieren. Meine kleine Beduinenfreundin Fatma (16) verriet mir, dass manche Prostituierte die Komplettverschleierung zur Tarnung nutzt.

Das Tuch bei den Beduinen

Die Kopftuchfrage bei den Beduinen ist tatsächlich keine. Denn egal bei welchem Stamm man schaut, jeder trägt ein Tuch auf dem Kopf. Auch die Männer. Es schützt vor Hitze, verhüllt das (möglicherweise erotische) Haar, hält im Schlaf Insekten davon ab, in Ohren zu krabbeln, kann bei Sandstürmen schnell vor das gesamte Gesicht gezogen werden, und manche wischen sich daran in Ermangelung anderer Lappen Hände und Nase ab.

Je nach Jahreszeit variiert die Stoffdicke und je nach Stamm die Farben und Muster. So tragen die Aleiqat an der Westküste Sinais häufig hellblaue, fein bestickte Tücher, während die Muzeina im Süden der Halbinsel gern auch die bei uns als Palästinensertücher bekannten Stoffe zum Turban drehen.

Die Frauen tragen auch bei größter Hitze aus Tradition schwarze Tücher und Kleider, (die häufig farbenprächtige und bestickte Hauskleider überdecken). Dabei verstehen sie das Tuch so geschickt um den Kopf zu wickeln, dass es hinten weit über den Rücken fällt, aber vorn in einer zweiten Lage die Nase mit abdeckt und nur den oberen Teil des Gesichtes freilässt. Fremden Menschen und Männern, mit denen sie nicht verwandt sind, zeigen sie ihr Gesicht nicht. Typisch ist daher, wie die Frauen bei längeren Gesprächen oder nach dem (geschlechtergetrennten) Essen mit einer wohl bereits tausendfach ausgeführten und daher so beiläufigen Geste mit dem Daumen das Tuch wieder über der Nase platzieren. Kommt männlicher Besuch, ruft dieser schon zehn, zwanzig Meter vor dem Haus, um so die Erlaubnis zum Eintreten zu erbitten und den Damen des Hauses die Chance zu geben, sich zu verschleiern. Je jünger und schöner die Frau, desto eher ist sie gehalten, sich ordentlich zu verschleiern. Ältere Damen, die Erst-Ehefrauen des Hausherrn und auch betagte Witwen haben häufig viel mehr Freiheiten. So hab' ich diese auch schon mal gemeinsam mit jungen Beduinenmännern unverschleiert essen sehen und danach eine selbstgedrehte Zigarette rauchen. Eigentlich ein No-Go in der streng ritualisierten Welt der Beduinen!

Generell aber gilt: Am Männerkopftuch kann ein Städter üblicherweise die ländliche oder beduinische Herkunft seines Gegenübers erkennen. Somit kann also auch ein noch so edles Stammeszeichen zum Stigma werden.

Nach fast sechs Stunden Fahrt scheint die alte Dame im Bus ebenso froh zu sein wie ich, als wir endlich in Marsa Matruh ankommen. Aus dem riesenhaften Gepäckfach des Busses puhle ich leider ohne männliche Hilfe meinen schweren Wanderrucksack heraus und versuche dann, ihn mir allein auf den Rücken zu hieven. Doch siehe da: Die alte Dame hilft mir ein wenig. Viel heben kann sie nicht, aber ich freue mich, als ich in ihren lächelnden Sehschlitzen ein wenig Frauensolidarität aufglimmen sehe. Bevor ich davon wandere, blicke ich noch einmal zurück. Ein schwarzer Strickhandschuh winkt mir hinterher.

6. MARSA MATRUH – Ausverkauf mit staatlichem Kalkül

Weißer Pudersand, glasklares, türkisfarbenes Wasser und schroff zerklüftete Kreidefelsen machen Marsa Matruh zu Ägyptens beliebtestem Badeort unter Einheimischen. Im Sommer. Im Winter aber ist es das ödeste, artifiziellste Kaff, das man sich vorstellen kann.

Die fast karibisch wilde Schönheit der Küste steht im krassen Gegensatz zu den barock-opulenten Balustraden der Strandpromenade, den verkitschtmaritimen Skulpturen mit Kaufhaus-Charme und den quietschbunten Riesenmosaiken an den betonklotzartigen Hotels, die nicht mit gutem Service, sondern allenfalls mit ihren bronzefarbenen Sonnenschutzfenstern brillieren. Das Gouvernat Matruh hat es sich einiges kosten lassen, das einstige Beduinen- und Fischerdorf auszubauen. Mittlerweile leben etwa 80.000 Menschen dort. Die ortsansässigen Beduinen des Awlad-Ali-Stammes leben häufig am Stadtrand oder ganz außerhalb der Stadt.

Ganz unvorbereitet trifft mich der Anblick dieser architektonisch-geschmacklichen Irrungen in Marsa Matruh unterdessen nicht: Beginnend mit meiner Abfahrt in Alexandria reiht sich entlang der Küstenstraße nach Westen ein künstliches Feriendorf neben das andere. Etwa entlang eines Küstenstreifens von 70 Kilometern ist kein öffentlicher Zugang mehr zum Strand möglich. Schon 1974 hat das ägyptische Parlament dieses dünn besiedelte Gebiet, das vorwiegend von den ansässigen Awlad-Ali-Beduinen als Weideland für ihre Herden benutzt wurde, als Schwerpunktregion für den Binnentourismus ausgewiesen. Bis zum Jahr 1999 haben 220 Bauprojekte mit über 300.000 Wohneinheiten eine Genehmigung bekommen. Die Feriendörfer tragen klangvolle Namen wie Marbella, Maraqia oder Marina und sind von weithin wie Trutzburgen der materialisierten Sommerfrische an ihren imposanten und von Sicherheitskräften bewachten Eingangstoren zu erkennen. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit erholen sich dort Juristen, Ärzte, Universitätsprofessoren und vor allem Beamte des hiesigen Militärapparats

– kurz: die Kairoer Oberschicht. Wer frühzeitig zugeschlagen hatte, konnte sich die teils staatlich subventionierten Ferienwohnungen zu günstigen Preisen sichern.

Die Awlad Ali

Die durch den Bau der Touristendörfer verdrängten Beduinen stammen aus der libyschen Wüste und gehören überwiegend dem Stamm der Awlad Ali an. Sie siedelten sich bis ins Nil-Delta an. Manche weichen bis Siwa und Kairo aus, wo sie im Tourismus arbeiten. Zum Awlad-Ali-Stamm gehören etwa 45 Clans. Wie viele Menschen das genau sind, ist unklar. Noch immer verweigern viele der freiheitsliebenden Beduinen eine staatliche Erfassung und haben keinen Ausweis. Schätzungen zufolge sind von den 280.000 Einwohnern des Gouvernats etwa zwei Drittel beduinischer Abstammung. Traditionell leben die Awlad Ali von ihren Schaf-, Ziegen- oder Kamelherden. Diese Lebensweise jedoch verschwindet allmählich, denn Landesgrenzen, schrumpfende Weideflächen und mangelnder Zugang zu Trinkwasserquellen machen eine nomadische Lebensweise immer unmöglicher.

Pionierin ohne Nachfolgerin

„Dr. Selima, as-salamu aleikum! Ich bin gekommen, um zu bezahlen – dafür, dass Du letzte Woche mein Kamel behandelt hast. Gott segne Deine Hände! Hast Du die Rechnung schon fertig?“, fragt ein alter Mann respektvoll mit freundlich-knarzender Stimme beim Reinschlurfen in die Tierarztpraxis.

Die so angesprochene Frau ist etwa Mitte Fünfzig und schaut mit wachen, freundlichen braunen Augen von ihrem Schreibtisch auf. Alles an ihr ist dezent, fein und bronzefarben. Außer ihrer imposanten Gesichtstätowierung: ein Baumgeäst in dicken, fast ungeschickten blauen Linien an Stirn und Kinn. Es ist ein früher bei Beduinen übliches Stammeszeichen der Awlad Ali, das schon den Kleinkindern mit einfachsten Mitteln unter die Haut gestochen wird. Doch es ist nicht die Gesichtstätowierung, die sie so außergewöhnlich macht. Dr. Selima Abdel Rahim ist die einzige Beduinin ihres Stammes, die jemals durchgesetzt hat zu studieren. Sie ist in vielerlei Hinsicht eine Pionierin. Deswegen bin ich hier. Ich will ihre außergewöhnliche Geschichte hören.

Eigentlich sollte Selimas Kindheit so verlaufen, wie die ihrer Mutter und zuvor ihrer Großmutter: Als junges Mädchen sollte sie alles lernen, was man zum Führen eines Haushaltes braucht. Und mit 14 oder 15 sollte sie dann heiraten und eigene Kinder bekommen.

Doch als ihr damals sechsjähriger Bruder Schulbücher mit nach Hause brachte, begann Selima stattdessen, sich selbst das Lesen beizubringen. „Dann habe ich mit meinem Vater einen Deal ausgehandelt: Ich habe ge-

sagt: Lass mich mit dem Bruder zur Schule gehen, ich passe auf, dass er nicht wegläuft und spielen geht“, erzählt sie schmunzelnd. Der Vater war damit einverstanden, bis eines Tages der Bruder die ungeliebte Schule abbrach und damit ein Dilemma auslöste: Es war ohnehin schon ungehörig, dass ein Beduinenmädchen in den sechziger Jahren zur Schule ging; in Abwesenheit eines männlichen Verwandten allerdings war das Verlassen des Hauses ein glatter Regelbruch in der beduinischen Gesellschaft. Selima setzte sich jedoch mit guten Leistungen durch und beendete sogar die höhere Schule. Das Veterinärstudium in Alexandria begann sie gegen den Wunsch ihrer Eltern. Rückendeckung holte sie sich, indem sie tollkühn den Gouverneur von Marsa Matruh um Unterstützung für ihr Vorhaben bat.

Dabei hat sie ihren Beruf ganz danach ausgesucht, dass er später der Beduinengemeinschaft nutzen sollte: „Eigentlich wollte ich gerne Sozialwissenschaften studieren, aber dann ist mir klar geworden, dass die landwirtschaftliche Tierhaltung die Haupteinnahmequelle für die Beduinen in Marsa Matruh ist. Es gab viele Agraringenieure, aber keinen Tierarzt.“

Alles in allem habe sie Glück gehabt, so tolerante Eltern zu haben, fasst sie zusammen. Bei seiner Entscheidung, die Tochter studieren zu lassen, habe der Vater Hilfe in der Religion gesucht: „Mein Vater hat den Koran gelesen und verstanden, dass Mädchen genauso lesen lernen dürfen wie Jungs. Er respektierte meine Entscheidungen.“

Ihr Vater zahlte dafür einen hohen Preis: Die Familie wurde vom Stamm verstoßen. „Ein Mann, der seiner Tochter soviel Bildung erlaubt, ist schwach“, urteilten die Beduinen. Unterdessen unterstützt Selima ihre Familie bis heute und leistet ihren Anteil. Heute läuft ihre Tierarztpraxis gut und wirft genug ab, dass die alleinstehende Akademikerin davon bescheiden leben kann. Etwa 500 Pfund (ca. 63 Euro) verdient sie im Monat. Familie hat sie nicht. „So eine wie mich heiratet man nicht“, erklärt sie mir ihre Männerlosigkeit beiläufig.

Dabei ist sie stets viel unterwegs: Als Repräsentantin des nationalen Frauenrates ist sie häufig auf Kongressen als Gastrednerin geladen, um ihre eigene Geschichte zu erzählen und Verständnis für die Situation der Beduinenfrauen zu schaffen. Im Jahre 2003 arbeitet sie im von der Weltbank finanzierten „Education Enhancement Program“ mit an der Entwicklung neuer Leitlinien für die Mädchenförderung in staatlichen Grundschulen. Und mit der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) unterstützte sie das „Qasr rural development project“ (1988-1998), zu dessen erklärten Zielen nachhaltige Landwirtschaft, Wasserversorgung, medizinische Versorgung und Hilfe zur Selbsthilfe in Form von Ein-Mann/Frau-Unternehmen gehörten. Die Bekämpfung der Benachteiligung von Frauen in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung gegenüber Män-

nern steht ebenso auf der Agenda des Nationalen Frauenrates unter der Schirmherrschaft von Ägyptens First Lady Susan Mubarak. Teile der derzeit laufenden „Women Empowerment"-Projekte sind daher deckungsgleich mit vorangegangenen Projekten anderer Organisationen. So kann Dr. Selima ihre soziale Arbeit inhaltlich gleich fortsetzen und greift dabei auf unterschiedliche Finanztöpfe und Kooperationen zurück. Derzeit laufen speziell für Frauen in ländlichen Gebieten Alphabetisierungskurse, Hygiene- und Gesundheitsaufklärung, eine landesweite Personalausweis-Kampagne sowie Programme zur Förderung von Frauen als Kleinstunternehmerinnen.

Nawari, Seifi, Hawaya – Landfrauen-Förderung auf Arabisch

Die drei Beduininnen sitzen plaudernd mit gekrümmten Rücken über ihren selbstgebastelten Webrahmen auf einfachen Matten auf dem Boden. Viele Möbel gibt es nicht, das Licht fällt nur durch die weit geöffnete Eingangstür und ein ganz kleines Fenster. Die leuchtend bunten Gewänder der Frauen stechen von der blass pistaziengrünen Wand ab, und das muntere Geplauder rauher Stimmen, die immer wieder einmal auflachen, vermitteln trotz der Ärmlichkeit eine einladende Atmosphäre. Auf dem Boden liegen rote, weiße und braune Garnknäuel auf Schiffchen gewickelt und etwas, das wie abgebrochene Ziegen- oder Steinbockhörner aussieht. Die Weberinnen benutzen es zum Festzurren der lose eingewebten Fadenreihen. Dr. Selima ruft fröhlich „Salamu aleikum" und streicht beim Hereingehen beiläufig über ein blaues Wand-Amulett, die Hand der verehrten Prophetenfrau Fatima.

Die drei Weberinnen freuen sich über den Besuch. Dr. Selima hat sie einst in diese Handwerksinitiative gebracht und ist so etwas wie eine Lehrerin, Beraterin und Vertraute. Gern will ich dieses Projekt filmen. Doch die Frauen schütteln den Kopf. Eine Beduinin zeige sich nicht ohne Genehmigung ihres Mannes in der Öffentlichkeit, sagen sie. Vor ein paar Jahren hatte ein Journalist ein Foto von einer von ihnen ungefragt in einer Zeitung abgedruckt. Die Frau hat daraufhin große Probleme mit der Familie bekommen. Das will hier keiner mehr. Damit ich überhaupt etwas aufs Band bekomme, bietet sich Dr. Selima an, die Szene zu stellen. „Aber nicht mein Gesicht filmen", sagt sie mit erhobenem Zeigefinger und erklärt: „Ich habe keine Genehmigung, nachher nehmen sie mir das Projekt ab." Diese Sorge ist nicht unbegründet, denn Dr. Selima musste sich bereits vor der Geheimpolizei rechtfertigen, weil sie zufällig einmal mit dem Leiter eines GTZ-Projektes gesehen worden war, obwohl gerade keine Kooperation bestand. Wir halten uns brav an die (unausgesprochenen) Regeln, denn gefährden möchte ich dieses Projekt auf gar keinen Fall.

Bei der „Small business“-Initiative sollen bereits vorhandene handwerkliche Fähigkeiten der Frauen so ausgebaut werden, dass sie vom Verkauf ihrer Produkte einen Teil oder sogar ganz ihr Leben bestreiten können. Diese drei Frauen haben sich für das Weben entschieden und in einigen Trainingsstunden mit einer Lehrkraft ihre verblassten Erinnerungen an ihre Kindheit wieder aufgefrischt. Früher musste jede junge Beduinin weben und sticken können. Ihre Fähigkeiten wurden dabei von möglichen Schwiegermüttern kontrolliert. Je kunstvoller die Teppichmuster waren, desto höher fiel der Brautpreis aus. Doch dieses handwerkliche Wissen ging in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr verloren. Erst jetzt, in den Maßnahmen der Armutsprävention, entsinnt man sich wieder des traditionellen Handwerks. Es gehört zu den wenigen Tätigkeiten, die die Beduinengesellschaft ihren Frauen zubilligt ohne Ansehensverlust. Außerdem können die Frauen beim Lernen oft auf Basiswissen zurückgreifen. Einmal angefangen, erinnert sich manche Beduinin an Webmuster ihrer Großmütter. Die stark geometrischen rot-schwarz-weißen Teppich-Muster wie Nawari, Seifi und Hawaya kommen auf den Webrahmen zu neuem Glanz.

Hinzu kommt, dass die Frauen diese Arbeit zu Hause machen können und sich die Arbeitszeit selbst einteilen können: Von der Schafschur, Waschen, Kämmen, über das Spinnen, bis hin zum Vernähen der letzten Fäden haben die Frauen jeden Arbeitsschritt selbst in der Hand. „Das gefällt mir gut“, sagt eine, „denn wenn ich fleißig bin, kann ich viel Geld machen. Habe ich weniger Zeit, weil die Kinder krank sind oder ich das Vieh versorgen muss, dann webe ich eben weniger. Ich kann die Arbeit anpassen.“

Für einen Läufer in der handelsüblichen Größe 80 Zentimeter mal drei oder vier Meter brauchen sie eine Woche. Im Weiterverkauf an Touristen bringen diese Läufer rund 150 Pfund ein (19 Euro), wovon die Frau über eine Woche ihre Familie ernähren kann. Schafft sie drei Teppiche im Monat zu produzieren, hat sie meist mehr verdient als ihr Mann. Die meisten der ärmeren Beduinenmänner sind nämlich nicht im gewinnbringenden Tourismus tätig, wo ihnen selbst typisch beduinische Tätigkeiten als Wüstenführer von ägyptischen Städtern streitig gemacht werden. Sondern sie verdingen sich als Verputzer, Maurer oder im Straßenbau für zwei Euro am Tag. Selbst im niedrigpreisigen Ägypten ist das zu wenig, um eine Familie ernähren zu können.

Eigenes Geld zu haben und sparen zu können sei eine völlig neue Erfahrung für viele Beduinenfrauen, erklärt mir Dr. Selima. Es gebe ihnen Selbstbewusstsein und die neue Einkommensverteilung stärke auch ihre Position innerhalb der Familie. „Jetzt fragen die Männer mal ihre Frauen, um sich Geld zu leihen. Die FRAU kann über die Ausgaben entscheiden.“ Offenbar hat Dr. Selima schon reichlich Negatives erfahren, was passieren kann,

wenn Männer allein über die Ausgaben entscheiden. Denn die sonst ausgeglichene, grazile Dame schimpft nun ein bisschen über die Männer und preist den Verstand der Frauen. „Die Beduinin denkt vorausschauend. Anders als die Männer. Sie denkt an die Jahreszeiten, daran, welche Produkte man im Sommer verkaufen kann, welche besser im Winter. Manche nähen für den Winter dicke Kleidung, legen Oliven ein. Im Frühling kaufen sie Eier oder Küken zum Großziehen, die sie später weiterverkaufen. Sie haben so etwas wie Zeitmanagement. Sie sparen und denken beim Geldausgeben auch an andere; sie kaufen Kleidung, Schuhe und Medikamente für die Familie dann, wenn sie benötigt werden."

Rihans grüner Daumen – Skill Enhancement als Herausforderung

„Nicht jede Frau ist eine geborene Weberin", gibt Dr. Selima bei der Weiterfahrt zu. „Bei manchen müssen wir eine Weile suchen, bis wir das Passende für ein Kleinstunternehmen gefunden haben." Rihan – eine beleibte Frau um die Vierzig – hat irgendwann zugeben müssen, dass sticken, weben oder Hähnchenzucht einfach „nicht ihr Ding ist". Sie zeigt uns ihre kleine Farm und stolz auch ihr eigenes Wasserloch – ein unglaublicher Schatz in der kargen Ödnis irgendwo südlich an der Hauptstraße nach Marsa Matruh. Ein einsames Betonwürfelchen-Haus mit einem kaum sichtbaren Schotterweg, dessen Einfahrt selbst Dr. Selimas geübte Augen erst nach einigen Fehlversuchen gefunden hatten. Rihan zeigt mir, wie sie diesem trockenen Boden 30 Meter lange Reihen mit orangen Kaktusfrüchten abringt, die ihr Sohn für sie auf dem Markt verkaufen kann. Sie hat ihr eigenes Business gefunden.

Missernten bei den Gärtnerinnen und Krankheiten wie die Geflügelpest können allerdings in kürzester Zeit dieses neue Geschäft ruinieren und damit auch das Vertrauen der Frauen in diese Art von Projekt. Als vor einigen Jahren die Geflügelpest auch Ägypten erreichte, weigerten sich viele der isoliert lebenden Beduininnen, ihre Tiere wie angeordnet notzuschlachten. Die Hühner seien ihre Bank – jedes gesunde Tier zehn Pfund wert. Nur nach und nach geschlachtet sicherten sie das Überleben ihrer Züchterinnen.

Ein weiteres Problem stellen häufig fremde Zwischenhändler dar. Da die Beduininnen bis heute nicht selbst reisen dürfen, um ihre Waren etwa auf einem Markt weiter zu verkaufen – sie würden sonst von ihrem Mann oder sogar dem Stamm verstoßen – sind sie auf weibliche Zwischenhändler angewiesen, denen sie vertrauen können. Dr. Selima genießt dieses Vertrauen und hat die Verantwortung, geeignete Märkte zu erschließen. In Kairo kenne ich mehrere Non-profit-Shops, die landesweit hergestellte kunsthandwerkliche Waren sammeln und professionell präsentiert vor allem an interessierte

Touristen verkaufen. Wie sich im Gespräch herausstellt, genießt mein Lieblingsshop in Zamalik nicht mehr das Vertrauen der Awlad-Ali-Frauen. Trotz des Siegels „nichtkommerziell“ schlägt dieser Laden ordentlich Prozente auf die Waren. So kostet ein besticktes traditionelles Frauenkleid (Galabaya) ab 20 Euro aufwärts, obwohl die Näherin selbst nur etwa elf Euro verdient. Profitgier und Ausbeutung der Zulieferer sind ein recht populäres Problem in Ägypten. Jetzt arbeiten die Beduininnen aus Marsa Matruh mit einem anderen „Non-profit“-Geschäft zusammen, das den Lohn sofort zahlt, so dass die Frauen neues Material kaufen und weiter produzieren können. Wegen der fairen Niedrigpreise setzt das Geschäft viel um und schafft so eine rege Nachfrage für die folkloristischen Souvenirs, die vielleicht sonst zu Ladenhütern werden würden.

„Was soll ich mit dem Lappen?“ – das Personalausweis-Programm

„Stark wie die Wüstensonne, sanft wie der Sand und frei wie ein Vogel“ – so sieht in Eids Augen der ideale Beduinenmann aus. Da passt es natürlich schlecht ins Bild, wie ein braver Bürger einen Identitätsausweis stets bei sich zu tragen. Noch dazu, wenn dieser von der verhassten ägyptischen Regierung im fernen Kairo ausgestellt wurde. „Ich habe meinen ersten Pass weggeschmissen. Was sollte ich mit dem Lappen?“, erklärt der schlaksige, beinahe unterernährte Reiseführer vom Tarabin-Stamm. Er trägt Jeans und ein Sweatshirt, die wie aus einer Altkleidersammlung aussehen. Tatsächlich hat er sie für kleines Geld auf einem israelischen Kleidermarkt gekauft. Dort sei alles viel billiger als auf dem touristischen Sinai. Ich frage, wie er denn ohne Pass dorthin reist. Da grinst der 28-jährige, der einst gut ausgesehen haben muss, bevor Armut, ein unsteter Lebenswandel und Drogenkonsum ihn gezeichnet haben, und prahlt: „Ich kenne andere Wege. Statt mich an jedem Checkpoint von der Polizei kontrollieren zu lassen, gehe ich übers Land, durch die Wüsten.“ Mittlerweile – so gibt er später kleinlaut zu – hat er sich dann doch wieder einen Ausweis zulegen müssen. Nach den letzten Anschlägen auf dem Sinai hat sich einiges geändert. Seitdem könne – auch, wenn man es nicht sieht – jeder Ort auf dem Sinai binnen Minuten abgeriegelt werden, wie mir Joachim Düster, innenpolitischer Experte der deutschen Botschaft in Kairo, erklärt. Da kommt es gar nicht gut, ohne Pass aufgegriffen zu werden und damit zu prahlen, grüne Grenzen zu benutzen. Aber der Wüstenführer Eid steht mit seiner Haltung keineswegs allein. Die Regierung in Kairo hat dem Sinai und anderen Beduinengebieten über lange Jahre hinweg keine Beachtung geschenkt, so dass die Beduinen tatsächlich losgelöst von der ägyptischen Gesellschaft leben und sich selbst sogar als unabhängig betrachten. [DAS nenne ich Parallelgesellschaft.] Sie leben nach eigenen Stammesregeln und Gesetzen, die durch Sheikhs und Om-

budsmänner durchgesetzt werden. Man versucht alle Streitigkeiten intern zu regeln. Zu groß ist die Abscheu, sich der ägyptischen Rechtssprechung zu unterwerfen.

Trotz der Ausweispflicht für alle über 16-jährigen ist eine papierlose Existenz (nicht nur) bei vielen Beduinen die Regel. Die Regierung hat diese Erfassungslücke längst erkannt und will in speziellen Pass-Kampagnen insbesondere den „unsichtbaren" Beduinenfrauen das staatliche Dokument schmackhaft machen. Nur wer einen Pass hat, kann im Sozialfall staatliche Unterstützung beantragen. Doch das Problem der Erfassung beginnt mit mangelnden Geburtsurkunden, geht weiter mit der typischen Doppelnamigkeit der Beduinen (Rufnamen unterscheiden sich häufig vom offiziellen Registriernamen – falls es diesen überhaupt gibt) und endet beim Unvermögen der Beduininnen zu lesen und zu schreiben. Fehlende Geburtsorte werden durch den Namen des Beduinenstammes ersetzt. Aber die Vor- und Zunamen sollen schon stimmen. Allein das Abgleichen von Geburtsregistern und inoffiziellem, aber täglich benutzen Rufnamen kann einen Monat dauern. In manchen Fällen müssen kostenpflichtige Sozialarbeiter erst umfängliche Familienberichte anlegen, um Geburtsdaten oder wenigstens Jahre festlegen zu können. (Beduinen erinnern sich häufig eher an markante Naturerlebnisse als an Daten: „Der kleine Mohammed ist kurz nach Vollmond geboren, in dem Frühjahr, als die große Flut aus den Bergen kam und im Tal die Brücke zerstört hat.") Recherchen dieser Art kosten Zeit und Geld. In zahlreichen Kooperationen zwischen Innen- und Gesundheitsministerium, Gouvernaten, dem Nationalen Frauenrat und NGOs versucht man, dieser Probleme Herr zu werden. Bis zum Frühjahr 2007 erhielten insgesamt über 1.888.000 Frauen in Ägypten einen Personalausweis und somit die Möglichkeit zur Wahrnehmung ihrer Bürgerrechte, wie Sozialleistungen und Wahlrecht.

7. SIWA – Oase der unsichtbaren Frauen

Plötzliche Schüsse peitschen durch den lauwarmen Abend, und mehrere LKW fahren mit wütend aufheulenden Motoren und einem aufgebrachten Mob auf den Ladeflächen rasant um das Rondell des Marktplatzes. Die anderen Touristen schauen genauso erschrocken wie ich. Erst nach einer Schrecksekunde kann ich die bürgerkriegsähnliche Situation als das erfassen, was sie wirklich ist: eine lebhafte Hochzeitsankündigung. Die LKW-Fahrer drehen eine Runde nach der anderen um den Marktplatz; ihre mittlerweile singende und klatschende Fracht sind Kinder und Jugendliche aus der Großfamilie des Hochzeitspaares – natürlich fein nach Männlein und Weiblein getrennt auf

verschiedenen Wagen. So wird auch die Hochzeit gefeiert werden. Die harte Geschlechtertrennung zieht sich durch alle Lebensbereiche, und es ist das einzige Mal, dass ich so viele junge Mädchen auf der Straße sehe.

„Früher wurde in Siwa sehr jung geheiratet, teilweise schon vor der Pubertät der Mädchen. Heute sollen sie mindestens 16 sein", erklärt mir Ahmed, ein Souvenirverkäufer aus einem Geschäft am Marktplatz. Als ich die sehr jungen Mädchen mit bunten Haarschleifen und geflochtenen Zöpfen sehe, kann ich mir gut vorstellen, dass dieses Alter durchaus einmal unterschritten wird. Ahmed bestätigt, dass das geht. Man heiratet einfach und lässt die Ehe später registrieren. Überhaupt ist heiraten in Siwa etwas sehr Übliches. Männer können sich sehr einfach von einer Frau scheiden lassen und machen davon häufig Gebrauch. Manche Frau hat mit Mitte 20 bereits mehrere Ehen und Scheidungen hinter sich. Alles voll legitimiert, denn auf die wilde Ehe der Europäer schaut man hier herab. Üblicherweise übernehmen die Väter der Brautleute alle Absprachen und verheiraten ihre Kinder am liebsten innerhalb der eigenen Familie. Bint 'amm – Cousinen-Hochzeit – heißt dieses in islamischen Gesellschaften übliche Ehe-Arrangement. Allerdings wollen die jungen Siwis heutzutage bei der Partnerwahl nicht mehr so gern den Traditionen folgen, sondern lieber selbst wählen und aus Liebe heiraten. Eine positive Entwicklung, wie ich finde. Denn in der einst isolierten Oase sehe ich überdurchschnittlich viele junge demente Menschen und treffe Familien, die über drei Generationen Albinismus vererbt haben.

Biblische Momente

30.000 Menschen leben und lieben in der kleinen Palmenoase Siwa. Kaum zu glauben, wenn ich den winzigen Dorfkern so betrachte. Wenn nicht gerade wegen einer Hochzeit Freudenschüsse knallen, scheint der Ort überaus friedlich und beinahe biblisch: Ganze Wälder aus Dattelpalmen, Feigen und Olivenbäumen säumen die Siedlung. Aus über 200 Quellen sprudelt gurgelnd Wasser aus dem Boden. Einige Thermalquellen sollen heilende Kräfte haben. Schon Königin Cleopatra soll davon Gebrauch gemacht haben, und so wirbt der Ort mit einer angeblichen Badestätte der legendären Königin ebenso wie mit einem echten Orakel und der letzten Ruhestätte Alexanders des Großen.

Dies ist die östlichste Berberoase der Welt mit ihrer eigenen Sprache, dem mit dem arabisch nicht verwandten „Siwi", und eigenen Bräuchen. Noch besitzen Autos Seltenheitswert, und Kinder stürmen mit bunten Eselstaxis auf die wenigen Touristen zu, die der tägliche Bus aus Matruh ausspuckt. Eine echte Haltestelle gibt es nicht; der Bus hält gleich neben dem unregelmäßig geöffneten Ticketschalter in der Dorfmitte. Nicht weit davon entfernt lädt ein Torbogen zum Eintritt in die historische Altstadt „Shali", das High-

light jedes Siwa-Besuches. Die mittelalterliche Lehmstadt schmiegt sich organisch an den Hügel über der Stadt und hatte einst verschachtelte Häuser mit bis zu acht Stockwerken. 1928 sind diese teilweise nach einem schweren Regen eingestürzt und zu organischen Ruinen verklumpt. Die Siwaner bauten daraufhin neu am Fuße des Berges die heutige Siwa-City. Da die Außenmauern der Häuser noch stehen, kann man reizvolle Spaziergänge durch die pittoresk-engen Gassen machen. Scharrende Hühner und Kinder, die mich energisch um Geld anbetteln, zeigen, dass manche Häuser doch noch bewohnt sind.

Zurück an dem vom Gouvernat für die Touristen begrünten Marktplatz mache ich einen Rundgang. Ich gehe durch übersichtliche, namenlose Straßen, die niemals in der Google-Weltkarte aufgezeigt werden. Eine Tankstelle. Zahlreiche Lädchen. Die neuen Siwa-Gebäude reichen nicht höher als zwei Stockwerke und haben im Erdgeschoss offene Werkstätten oder Geschäftsräume. Im Vorbeigehen kann ich so den Siwis bei der Arbeit zuschauen. Alles scheint offen und freundlich: Kelim-Verkäufer, Lebensmittelhändler und Schreiner, zahlreiche Souvenirshops (darunter auch der von Ahmed), in denen sich Siwi-Kunsthandwerk mit auf ägyptisch getrimmtem Plastikschrott aus China mischt. Die meisten Verkäufer wirken freundlich bis unambitioniert und – so scheint es – mehr an einer Plauderei mit den Touristen interessiert als am Verkauf. Überall fahren einachsige Eselskarren mit Mensch und Ladung. Manche struppig weiße oder graue Tiere laufen mit losem Strick frei herum und ziehen vagabundierend durch die Seitenstraßen, wo sie in Mülltonnen nach Fressbarem suchen. Noch bis in die 1980er Jahre war die 600 Kilometer von Kairo entfernte Oase für Touristen nicht geöffnet. So hat sie sich länger als andere ihre Einzigartigkeit und eine gemütlichere Gangart im Alltag bewahrt.

Die Unsichtbaren

Scheinbar alles und jeden kann ich bei seinen Erledigungen auf der Straße beobachten. Nur eines nicht: Frauen. Das gesamte öffentliche Leben in Siwa findet quasi ohne sie statt. Und je länger ich in dem Ort bleibe, umso befremdlicher wird mir diese Männergesellschaft. Selbst die Lebensmittel kaufen die Männer ein. Es ist bisweilen bizarr für meine westlichen Augen, wenn ein Berber mit einem Einkaufskorb über dem Arm mit einem mobilen Gemüseverkäufer um die Qualität von einem Schächtelchen Erdbeeren zankt. Oder ich endlich eine erwachsene Siwi-Frau entdecke, diese aber wie verpackte Ware starr auf der Ladefläche des Eselskarren hockt, während ihr vielleicht dreijähriger Sohn die Karusa (Karren) steuert. Lenken könnte sie ohnehin nicht, denn mit den Händen hält sie ihr „tarfudit“, ein traditionelles blaugestreiftes Baumwolltuch, fest vor ihr Gesicht, so dass selbst ihre Augen

im Schatten liegen und ich nicht einmal Blickkontakt bekomme, obwohl sie in meine Richtung sieht.

Zu Hause legen die Frauen das Tuch ab, wenn sie sich unbeobachtet fühlen und führen einen mit nicht enden wollenden Tätigkeiten gefüllten Hausfrauentag. Einmal beobachte ich eine Frau wie sie vier Mal am Tag vor ihrem Haus in der Hocke in einer Plastikschüssel Geschirr wäscht, mehrfach Hühner füttert, Kinder einsammelt und schließlich Wäsche von Hand wäscht und mit Feuerholz im Haus verschwindet.

Diese traditionelle Verbannung der Frauen aus dem öffentlichen Leben schwächt arme Familien zusätzlich, denn die Frau hat kaum Zuverdienstmöglichkeiten. Siwi-Frauen bleibt nur übrig, zu Hause handwerklich tätig zu werden. Dabei hat das Siwi-Handwerk landesweit einen sehr guten Ruf. Traditionell flechten die Frauen feine Korbwaren, sticken mit Seidenfäden einzigartige Muster und töpfern Gefäße für den Hausgebrauch. Will eine Siwi-Frau ihre Fertigkeiten gewinnbringend einsetzen, ist sie noch mehr als die etwas freieren Beduininnen der Mittelmeerküste von Mittelsmännern abhängig und kann nur auf eine faire Marge hoffen.

Obwohl in Ägypten auch Frauen das Wahlrecht haben und per Islam auch einen Anspruch auf eine starke ökonomische Stellung, reklamieren in Siwa die Männer ein Monopol auf alle wirtschaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten. Freitagsversammlungen beim Sheikh (quasi Bürgermeister) sind Frauen versagt. Damit nimmt die Siwi-Frau in keiner Weise am (gesellschafts-) politischen Leben teil. Um im größeren Rahmen wenigstens auf andere Menschen zu treffen, bleiben ihr nur die traditionellen und (volks-)religiösen Feste, deren zahlreiche Anlässe unter Einfluss von wachsendem Tourismus und modernen Freizeitbeschäftigungen, wie etwa Fernsehen, seltener werden.

Business in Siwa

Das sagenumwobene Siwa hat einen Marketingvorteil: Mit dem Namen Siwa lässt sich Geld machen. Zum einen entwickelt sich die Abfüllung von Mineralwässern („Siwa“ und „Safi“) zur wichtigsten Industrie in der Oase, neben der Herstellung von hochwertigem Olivenöl und dem Dattelanbau. Zum anderen entdecken findige Geschäftsleute aus Kairo die Vermarktungsmöglichkeiten der Oase selbst. Die heißen Sandbäder am Fuße des Gebel Dakrur wirken lindernd bei rheumatischen Erkrankungen. Ursprünglich war dies eine notdürftige Heilbehandlung der kranken Siwis, die wegen des hohen Mineralgehalts ihres Trinkwassers überdurchschnittlich häufig an Rheuma erkrankten. Jetzt entdecken zunehmend mehr Touristen die alternative Heilmethode. Das Tourismus-Ministerium schätzt, dass schon im Jahr 2005 etwa zehn Prozent aller Touristen (ca. 850.000) wegen heilender Thermalquellen und medizinischer Schlammpackungen nach Ägypten ge-

reist waren. Tendenz steigend. In Siwa möchte man gern auf diesen Zug aufspringen und denkt derzeit über den Bau eines Rheuma-Heilbades nach.

Luxus als Gewissensfrage

Auch das Umweltunternehmen Environmental Quality International (EQI) will mit der Einzigartigkeit der Oasenumgebung verdienen und nach eigener Darstellung „Investitionen so lenken, dass sie nur für Projekte beziehungsweise Unternehmen erfolgen, die die einzigartige Natur und Kultur Siwas respektieren und bewahren“. Im Zentrum der Initiative steht die etwa 70 km östlich von Siwa gelegene Desert-Eco-Lodge „Adrère Amellal“ – eine Luxusherberge nach Ökostandards, die mit Preisen um die 300 € pro Nacht auf wohlhabendere Gäste abzielt. Die 35 mit Palmholzmöbeln und Teppichen aus Siwa eingerichteten Doppelzimmer haben keinen Strom und keine Telefone; die Toiletten sind entgegen jeder berberischen Sitte offen im Schlafraum eingebaut. Mit drei Restaurants (Gemüse aus kontrolliertem Anbau, Bleikristallgläser und Silberbesteck), Swimmingpool und einem eigenen Reitstall will das Hotel seinen Gästen absoluten Luxus in der Wüste bieten. Die Lodge war als Luxus-Vorzeigeprojekt in den Jahren 2002/03 durch sämtliche Lifestyle-Magazine der nordeuropäischen TV-Landschaft gewandert.

Kritische Aussagen von ehemaligen Gästen lassen jedoch darauf schließen, dass man dort den eigenen Ansprüchen an High-class-Service bei gleichzeitiger respektvoller Unterstützung der ortsansässigen Siwis nicht gerecht wird. Die berberstämmigen Kellner seien offensichtlich unterbezahlt, wenig ambitioniert und nicht in das gesamtheitliche Konzept eingeweiht. „Die Siwis trugen zwar ihre traditionellen langen Hemden, aber sie waren dreckig, und ich konnte erkennen, dass sie wohl auch schon mehrere Tage in dieser Kleidung geschlafen hatten“, erzählt ein enttäuschter Kunde. Die beworbene Esskultur bekam Brüche beim Anblick von dreckigen Gläsern, und trotz Bio-Siegel konnten die Kellner vegetarische Gäste nicht beraten, weil sie die angebotenen Gemüsesorten der Speisekarte selbst nicht alle kannten. Der ärmliche Gesamteindruck des Siwi-Personals stimmte manche der 300 € pro Nacht zahlenden Gäste nachdenklich, da von ihrem Geld anscheinend nichts bei den „locals“ ankäme.

Ein ebenfalls zu EQI gehörendes Frauenprojekt untermauert diesen ambivalenten Eindruck noch. So hatte das Unternehmen 2001 ein Handarbeitsprojekt gestartet, um die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frauen Siwas zu verringern. Verkauft werden zwar gestylte, aber nicht sehr traditionelle berberische Produkte, sowohl in dem Luxushotel selbst, als auch in einer hippen Kairoer Boutique zu Phantasiepreisen (bestickte Schmuckketten ab 200 €, Designer-Jäckchen ab 400 €). Unklar bleibt, wie viel von dem Geld bei den lokalen Herstellerinnen ankommt.

Original Siwi – Was heißt das schon?

Mit frischgeweckter Profitgier ist aber auch manchen Siwi-Geschäftsleuten ihr Kulturerbe Schnuppe. Die freie Marktwirtschaft hält Einzug. Als ich in Siwa einen Souvenirhändler nach der Herkunft einer seltsam bunten Kleiderreihe frage, deren Farben und Muster so gar nicht zusammen passen, sagt er stolz: „Das sind nubische Kleider aus Südägypten, die wir hier selbst mit Siwa-Seidenstickerei veredeln." Als kurz darauf Schulmädchen versuchen, ihm ihre mit Siwi-Mustern traditionell bestickten Tücher zu verkaufen, schickt er sie fort: „Ihr müsst bunte Farben nehmen. Die Touristen wollen gelb und orange. Kommt wieder, wenn Ihr etwas Neues habt."

Kritiker dieser Entwicklung bemängeln das unbedachte Vorgehen mit dem traditionellen Kunsthandwerk im Namen des Kulturerhalts und der Frauenförderung: „Als Designerin bin ich nicht überzeugt von der Qualität der Handarbeiten. Die zerstören das Kulturerbe Siwas eher als dass sie es retten. Man steckt zwar Geld hinein, aber nur, um noch mehr Geld herauszubekommen", erklärt Susanne Kümper. Die deutsche Designerin hat an der Kairoer Helwan Universität den Lehrstuhl für Modedesign aufgebaut und bereits in verschiedenen Projekten mit Beduinenfrauen zusammengearbeitet. Ihr ist dabei wichtig, dass die traditionellen Muster erhalten bleiben, aber auch, dass die Stickerinnen fair bezahlt werden.

Manchmal verschwände das Geld bei einem Zwischenhändler oder einer Mittelsfrau. Projekte wie diese müssten daher regelmäßig überwacht werden.

Die Kritik an (internationalen) Projekten, bei denen auch Gelder der Weltbank und der CIB im Namen der Wohltätigkeit und Entwicklungshilfe fließen, ist exemplarisch. Zwar lassen die Unternehmungen die Hilfsbereitschaft und den umweltgerechten, sozialverträglichen Fördergedanken erkennen. Gleichwohl bleibt ein schaler Beigeschmack, wenn der Verdacht besteht, dass die Siwis nur als Statisten in ihren eigenen Projekten und Geschäften fungieren, sie nur marginal davon profitieren und der Verlust ihres Kulturerbes billigend in Kauf genommen wird.

Gartenparty? – Nein, Danke!

Der freundliche Souvenirverkäufer Ahmed sieht kein Problem in dem Ausverkauf. Hauptsache, das Geld fließt überhaupt. „Wir verkaufen an gute Leute, an schlechte Leute. Uns ist das egal, Hauptsache, alle sind zufrieden." Dann warnt er mich: „Echten Siwi-Silberschmuck gibt es nicht mehr. Lass Dir nichts aufschwatzen!" Früher haben die Berberinnen ihr Hochzeitssilber als eiserne Reserve aufbewahrt und nur bei großen Feiern getragen. Der Schmuck wurde von einem kunstfertigen Silberschmied in Siwa angefertigt. Doch der ist in den Achtziger Jahren gestorben. Als dann auch noch (Aller-

welts-) Goldschmuck in Mode kam, verscherbelten die Berberinnen ihre einzigartigen Schätze an jeden, der sie haben wollte. Ahmed kauft bei Händlern in seiner Heimatstadt Alexandria Schmuck zum Weiterverkauf. Seit über zwei Jahren lebt er hier in Siwa und fühlt sich ausgesprochen wohl. Äußerlich unterscheidet er sich nur dadurch von den Siwis, dass er ein eher dunkler Typ ist: Mittelbraune Haut, dunkle Augen, ein Berbertuch ordentlich um den Kopf gelegt und eine Galabaya über der Jeans. Dazu trägt er eine Safari-Weste, aus deren vielen Taschen er mal ein Privatfoto, ein Bonbon für Kinder oder Tabak zum Selbstdrehen herausholt. Am Anfang hat es wohl eine Weile gedauert, bis er in die Männergemeinschaft Siwas aufgenommen wurde. Dann aber war er überall dabei: Feste und Hochzeiten. Aber die wilden Parties in den Palmgärten seien für einen normalen Mann wie ihn ja doch eher ein Problem, druckst er verlegen mit vom Rauchen geröteten Augen etwas herum. Ob ich denn Siwas Geschichte nicht kennen würde?

Die Zaggala-Bruderschaft

Az-zaggala heißt Arbeiter und bezeichnete früher alle unverheirateten Männer Siwas. Sie mussten ihre Arbeitskraft bis zur Heirat der Gemeinschaft zur Verfügung stellen und lebten in einer Art Bruderschaft außerhalb der Stadtmauern Shalis. Nur so hoffte man die absolute Geschlechtertrennung gewährleisten zu können, denn die Baustruktur der ineinander verschachtelten Lehmhäuser war zu offen. (Die Dachterrassen der Lehmhäuser hatten keine Trennwände. Man konnte von einem Haus ins nächste steigen).

Die Junggesellen, die manchmal bis zum Alter von 40 Jahren unverheiratet bleiben mussten, lebten spartanisch in einfachen Arbeitshütten in den Palmgärten. Tagsüber arbeiteten sie in den Palmwäldern, nachts sicherten sie wie Soldaten die Stadt. Üblicherweise wurde die ganze Nacht der oft verleugnete Palmwein getrunken und getanzt. Dabei sollen diese Gartenparties zu regelrechten Orgien ausgeufert sein. Auch wurden Männerehen üblich, bei denen ein wirtschaftlich potenterer Mann einen Jüngeren per Ehevertrag an sich band. Erst unter dem stärker werdenden islamischen Einfluss, spätestens aber mit Nasser wurde die Schwulenehe 1928 verboten.

Während Ethnologen des 19. und 20. Jahrhunderts ihre Kenntnisse darüber von einander abschrieben und Siwa zum Mekka der Homosexualität, Sodomie und Päderastie erklärten, vertreten Siwa-Experten heute die Meinung, dass es sich hierbei um „Mythenbildung, allenfalls um Regelabweichungen handelt, die in allen islamischen Gesellschaften vorkommen, die den jungen Menschen sexuelle Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht vorenthalten."

Ahmed aus Alexandria, der nie die Zaggala, dafür aber wohl die Gartenparties in den Palmgärten unfreiwillig kennengelernt hat, formuliert seine Erfahrungen nicht so gewählt. Ich versuche es mal so zu übersetzen: „Alles,

was bei drei nicht auf den Bäumen war…“. Seitdem heißt es für ihn „Gartenparty? Nein, Danke!“. Wie auch immer seine Erlebnisse zu bewerten sind, als Einzelfall oder als kulturgeschichtliches Gruppen-Phänomen – den leugnenden Siwa-Experten wird es nicht gelingen, diesen Ruf Siwas vergessen zu machen, solange sich Schwule und Päderasten in anonymen Internetforen die Oase als Geheimtipp gegenseitig empfehlen: „Nichts desto weniger gilt Siwa nicht nur in Ägypten bis heute als Hochburg verhältnismäßig offen praktizierter mann-männlicher Sexualkontakte. Schwule Sextouristen – überwiegend aus Europa – machen einen Großteil der Besucher der Oasenstadt aus.“ (http://www.wadinet.de/scripte/print.php - Stand 1/ 2008)

Escortservice Eselstaxi? Business der anderen Art

Zu den vielen Merkwürdigkeiten, die mir in Siwa begegnen, gehört auch die ständige Verfügbarkeit aufdringlicher kleiner Jungs. „Mein Name ist Abu Al Qasim und das ist meine Nummer!“, schmeißt sich ein drahtiger, etwa 14jähriger mit großen braunen Mädchenaugen an mich heran. Doch er ist nicht der einzige Eselstaxifahrer, der sich ein Geschäft mit mir sichern möchte. Schon höre ich hinter ihm rufen: „Sie fährt mit mir. ICH habe sie vom Bus abgeholt. Das ist meine Kundin“, und dann etwas freundlicher zu mir: „Hallo, hallo, ich bin´s. Mohammed. Du hast doch noch meine Nummer gespeichert, oder? Also, Du kannst mich Tag und Nacht anrufen. Kein Problem!“ Als ich erwidere, dass ich nachts schlafe und in diesem kleinen Ort auch nicht 24 Stunden ein Eselstaxi benötige, ernte ich enttäuschtes Schmollen. Man könne sich doch besser kennen lernen. Schließlich reise ich ja als Frau allein. Das sei doch sicher langweilig, ergänzt mein Begleit-Spezialist. Spätestens an diesem Punkt meiner Recherche-Reise durch ein arabisches Land muss ich erkennen, dass alle Sicherheitsvorkehrungen meinerseits wie ein (falscher) Ehering, züchtige Kleidung und Familienfotos mit (geliehenen) Kindern vergeblich sind, wenn doch für den Araber nur eines zählt: „Jetzt gerade ist sie ohne männlichen Begleiter hier.“

Als ich mich darüber mit einer ebenfalls allein reisenden 63jährigen Berlinerin unterhalte, stelle ich fest, dass ich bei weitem nicht das einzige Objekt der Begierde bin. Die Berlinerin wurde von „ihrem“ Lieblings-Taxijungen kürzlich gefragt: „Margret, was würdest Du sagen, wenn ein 17jähriger Junge Dich auf den Mund küssen würde?“

8. SINAI – Klassenzimmer in der Wüste

Die elf- bis vierzehnjährigen Schüler sind eifrig bei der Sache: Pflanzen pressen, einkleben, Sorte bestimmen. Ein Beduine, der ortsansässige Heiler,

erklärt ihnen die besonderen Eigenschaften der Sinaipflanzen und wie man sie medizinisch nutzen kann. Für viele ist es das erste Mal, dass sie Kontakt zu Beduinen haben. Und sie hören ihm interessiert zu, als er erklärt, wie sie Pflanzenseife herstellen können. Das Klassenzimmer: Eine sonnengeschützte Terrasse der Eco-Lodge Al-Karm bei St. Katherine, mitten in der Wüste des Sinais. Normalerweise seien diese Kairoer Großstadt-Kinder mehr als lebhaft, verrät mir ihre Lehrerin Sarah Al Zayed, „aber die Ruhe in der Wüste schafft, was ich im lärmenden Kairo nicht hinbekomme: Die Kinder werden ruhiger und gewöhnen sich an diese besondere Atmosphäre."

Drei Tage werden sie in der einfachen Eco-Lodge bleiben. Jeden Tag steht eine Wanderung mit unterschiedlichen Schwerpunkten auf dem Programm: eine historische und eine geographische; und heute eben Pflanzenkunde. Beim geographischen Ausflug klettern die Kinder in die umliegenden Berge und sammeln Steine und Mineralien, um sie dann zu bestimmen. Die begleitenden Beduinen zeigen ihnen, wie sie ihr Jahrhunderte altes Wissen eingesetzt haben, um Wasser zu finden. Schwarze, linienförmige Gesteinsformationen verweisen häufig auf unterirdische Wasseransammlungen, am Fuße dieser Berge konnte man getrost nach Wasser graben. Am historischen Wandertag erfahren die Schüler mehr über die vielen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die auf dem Sinai gelebt haben oder ihn auf Handelswegen und Pilgerfahrten durchkreuzten. „Wussten Sie zum Beispiel, dass die Nabatäer schon vor 3.000 Jahren ein rudimentäres Arabisch sprachen?", begeistert sich Lehrerin Sarah. Sie ist mit demselben Eifer bei der Sache wie ihre Schüler und ist froh, dass ihr Institut, die englischsprachige Masry Language School die Klassenfahrt in die Wüste erstmals erlaubt hat. „Die Kairoer schauen doch sonst auf die Beduinen sehr herab. Es heißt, das sind doch die, die in den Zelten leben und mit Drogen dealen. Ja, diese Vorurteile gibt es eben. Doch ich muss gestehen, dass wir viel von der ruhigen, bedächtigen Art der Beduinen lernen können. Sie haben uns durchaus etwas zu bieten, was ich in meinem Großstadtalltag nicht habe."

Die Kinder der Kairoer Ober- und Mittelschicht sind ähnlich begeistert. Hier können sie täglich Dinge erleben, die es zu Hause nicht gibt. Der zwölfjährige Ahmed erzählt von leckerem Beduinenessen und neu entdeckten Höhlen. Die siebenjährige Malika (als Tochter einer Lehrerin privat mitgereist) schwärmt von einem Gecko, den sie noch nie zuvor gesehen hat. Und der elfjährige Khaled findet es auch ohne Fernseher gar nicht so langweilig wie befürchtet, weil die Beduinen nachts spannende Geschichten am Lagerfeuer erzählen. Ob sich Sarah vorher einen didaktischen Plan zurechtgelegt hat, wie sie Respekt vor Beduinen und Naturschutzgedanken vermitteln will, frage ich sie. „Nein", sagt sie, „ich wollte die Schüler so vielen

interessanten, neuen Reizen wie möglich aussetzen und das in einer natürlichen Umgebung, der Wüste. Es ist eine großartige Erfahrung, auch für mich als Lehrerin. Ich meine, diese Erfahrung in ihrer Gesamtheit ist toll, nicht nur das vermittelte Fachwissen. Das ist es, worum es am Ende jeder Didaktik geht: Die Erziehung zum ethischen Menschen."

WESC – ein öffentliches Gedächtnis

Ein Klassenzimmer in die Wüste zu verlegen ist nicht originär die Idee von Sarah Al Zayed. Sie konnte auf die Programme der Nichtregierungsorganisation WESC (Wadi Environmental Science Center) zurückgreifen. Diese Organisation führt mit indigenen Bevölkerungsgruppen wie Berbern in Siwa oder Beduinen verschiedener Wüstengebiete Ägyptens gemeinsam Umweltprojekte durch. Die WESC-Mitarbeiter sammeln dabei zunächst alle Informationen über berberische und beduinische Kulturtechniken und wandeln sie dann mit Pädagogen in vermittelbare Lehrstoffe für Schüler um. Beim Siwa-Projekt im Frühjahr 2005 lernten so Kairoer Schulkinder die traditionelle Lehmbau-Art der Berber kennen. Das Sinai-Projekt auf der Al-Karm Ecolodge ist das zweite seiner Art. Der Kairoer WESC-Organisator Mohammed Ghorab begleitet das ganze Projekt mit großem Engagement. Der gelernte Pharmazeut ist selbst eher eine Großstadtpflanze, mit seinen weißen Jeans und dem Designershirt. Doch das Palästinensertuch auf dem Kopf des jungen Mannes verrät seine Begeisterung für die Beduinen. „Sheikh Amme Gamil ist einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Hast Du ihn schon getroffen? Er ist der Leiter hier", ereifert sich der junge Umweltmanager. Streng islamisch erzogen, aus einer traditionellen, wohlsituierten Familie Kairos stammend, hat er irgendwann den Wert des ihm eigentlich so fremden beduinischen Kulturerbes erkannt. Sein Anknüpfungspunkt war die Pharmazie. „Die Beduinenmedizin kennt über 3.000 verschiedene Pflanzenstoffe und Mineralienarten, die heilende Wirkung entfalten. Vergleich das einmal mit denen in Deutschland. Wie viele Heilkräuter kennt Ihr, 400 oder 500?", fragt er keck. Sein Fachwissen hilft ihm auch bei seinen weiteren Beduinenprojekten. Mit WESC-Kollegen will er eine kleine Beduinengemeinde motivieren, großflächig Duftjasmin für die Parfümindustrie anzupflanzen. Die klimatischen Verhältnisse sind gut und versprechen eine hochwertige Jasminernte. Im Oman laufen ähnliche Projekte mit Duftrosen bereits erfolgreich. Eine dufte Idee also, für die sich bald schon Parfumeure in Frankreich interessieren dürften. Gelingt der Plan, könnte eine ganze Gemeinde gut von den Erträgen leben und wäre ebenso autark wie die Betreiber-Gemeinde der Al-Karm Ecolodge.

Öko? – Logisch!

Der Ort der ethischen Erziehung von Sarah Al Zayeds Schülern ist gut gewählt: Die Al-Karm Ecolodge ist ein vom ägyptischen Staat und mit

EU-Geldern gebautes Ökohotel. Mit solarbeheizten Duschen mit eigener Wasser-Wiederaufbereitungsanlage, Kompost-Toiletten und ohne Stromnetz steht Al-Karm ganz in der Tradition anderer Eco-Logdes, die dieselbe Philosophie vertreten (man staune: auch das zuvor erwähnte Luxushotel in Siwa zählt sich dazu).

Die vielen kleinen, rundlichen Bauten der Lodge sind ganz dem historischen Baustil der Nabatäer nachempfunden. Diese westarabischen Nomadenstämme unterhielten in der Antike auch Siedlungen auf dem Sinai. Die aus Naturstein zusammengesetzten Rundhäuser fügen sich organisch in die hügelige Wüstenlandschaft des Wadi Gharba ein. In sechs simpel eingerichteten Zimmern finden bis zu 18 Gäste Platz. Die Eco-Lodge liegt scheinbar im beduinischen Niemandsland, ist jedoch ein günstiger Ausgangspunkt für Exkursionen zu nahegelegenen Rudimenten eines nabatäischen Dorfes und einer ehemaligen Siedlung aus der Bronze-Zeit sowie der einzigartigen Berglandschaft des Sinais. Nach der Fertigstellung des Baus im Jahr 2002 übernahm der Beduinenführer Amme Gamil vom ortsansässigen Gabalaya-Stamm die Leitung. Es ist die einzige autark von Beduinen geführte Ökoherberge Ägyptens. Mittlerweile können etwa 60 an dem Projekt beteiligte Beduinen von den Erträgen dieser Einrichtung leben.

Hemaya heißt „Schutz“

Das Know-how dazu vermittelte Umweltaktivist und Gründer der Umweltinitiative „Hemaya“, der Ägypter Sherif Al-Ghamrawy. Der Umweltpionier hatte bereits 1986 die erste Eco-Lodge Basata bei Nuweiba (am Roten Meer) eröffnet. Zur Schulung holte er die Beduinen des Gabalaya-Stammes dorthin. Sie lernten Management und Personalorganisation, wie man Touristen anwirbt und das Einkommen steigert. Gemeinsam wurden Wege entwickelt, den traditionellen Lebensstil mit den Notwendigkeiten einer effizienten Verwaltungsstruktur in Einklang zu bringen. Manche Beduinen des Gabalaya-Stammes mussten auch die unterschiedlichen Bedürfnisse internationaler Touristen kennen lernen und den richtigen Umgang mit Umweltsündern.

Al-Ghamrawy findet es sehr wichtig, die Beduinen zur Selbstständigkeit zu befähigen, allerdings gibt es traditionelle Hindernisse: „Bestimmte niedrige Tätigkeiten werden Beduinen einfach nicht machen, wenn sie es für nicht vereinbar halten mit ihren Traditionen, ihrem Selbstverständnis oder einfach ihrer Arbeitsmoral“, erzählt er mir. Man müsse ihnen viel Freiheit geben, damit sie arbeiten. Manche stünden früh auf und seien auch nicht faul. Trotzdem hat Al-Ghamrawy gelernt, auf Sonderwünsche einzugehen: „Wenn einer sagt, meine Mutter ist grad’ im Nachbardorf, ich will dort jetzt essen, dann gebe ich ihm eine Arbeit, die nicht pünktlich fertig sein muss. Einen Beduinen zu zwingen, bringt gar nichts. Der ist sonst einfach weg.“

Andere wiederum sind zum Führen von Menschen geboren. Sheikh Amme Gamil hatte als künftiger Leiter der Al-Karm Ecolodge auch Finanzwesen, Buchhaltung und Verwaltung auf dem Lehrplan stehen. Erfolgreich managt er heute die Lodge. Der einstige Lehrer Al-Ghamrawy ist stolz: „Al-Karm ist eigentlich weder ein reines Umwelt- noch Touristenprojekt. Ich sehe es eher als ein Projekt für menschliche Entwicklung an. Verwurzelt in einem ganz traditionellen Respekt für Natur und Umwelt hilft dieses Projekt den ortsansässigen Beduinen, aber auch Menschen aus aller Welt auf die bestmögliche Art."

Die wandelnde Wüstenapotheke

Vom Bus aus betrachtet sehen die kargen, rotsandigen Landstriche des Sinais nicht nach einem geeigneten Nährboden für Pflanzen aus. Und doch wachsen hier 371 Pflanzen, davon 115 mit medizinischem Wert. Weitere 19 sind endemisch – kommen weltweit nur im Sinai vor. Heilkräuter wie Salbei, Thymian, Minze erinnern zunächst an unsere eigenen Gartengewächse, weisen jedoch in ihrer Sinai-Variante wirkungsvollere ätherische Öle auf.

Das ist in Ägypten Volkswissen, und so hält auch schon einmal ein ägyptischer Busfahrer mitten auf der Landstraße an, um sich am Wegesrand büschelweise Heilkräuter abzurupfen. Es scheint keinem der über 50 Fahrgäste etwas auszumachen, auf ihn zu warten; manche machen es ihm sogar nach.

„Penicillin? Ja, natürlich kenne ich Penicillin. Das mache ich selbst!" Der grauhaarige Heiler des Gabalaya-Stammes ist nicht empört über meine Ungläubigkeit. Der Mann mit dem breiten, gebräunten Gesicht streicht sich lächelnd über den grauen Bart, und nach kurzem Überlegen geht er vor in seinen kleinen Garten hinter einem simplen Zweizimmerhaus, in dem er lebt. Ich erkenne Salbeipflanzen, ein Aprikosenbäumchen, Granatäpfel und diverse Kräutersträucher. Die Erde ist rot und trocken. Die einzelnen Pflanzen ragen trotzig aus kleinen, vom Gießen entstandenen Erdsenken heraus. Der Rest ist Wüste. Doch Dr. Ahmed stapft zielstrebig über den geröllartigen Boden bis zum hinteren Teil seines Gartens, wo er eine Tüte mit schimmeligen Oliven unter einem Holzstapel hervorholt. Daraus mache er penicillinhaltige Nasentropfen, die er unter anderem gegen Kopfschmerzen einsetzt, erklärt er. Im Haus dann zeigt er mir stolz seine gut sortierte Kräuterapotheke. Das Wissen über die Kräuter hat er vom Großvater. Doktor Ahmed kennt pflanzliche Mittel gegen Asthma, Rheuma und sogar Bluthochdruck.

Ahmed Mansour ist unter den Kräuterheilern auf dem Sinai eine Ausnahme, denn er hat in Israel Humanmedizin studiert. Der gute Ruf seiner alternativen Heilungserfolge eilt bis nach Kairo. So mancher Großstadt-Prominenter soll bei ihm in der Wüste schon Rat gesucht haben. Trotz seiner weitreichenden Fachkenntnisse aus Schul- und alternativer Medizin findet

sich kein geeigneter Nachfolger in Mansours Umfeld. Damit sein Wissen nicht völlig verloren geht, arbeitet er mit Naturschutzorganisationen, dem Umweltbüro im Protektorat St. Katherine und Schulen zusammen. Dr. Ahmed heilt, wo er kann und ist viel unterwegs. An den bei vielen Beduinen typischen Gesundheitsproblemen, die durch Mangelernährung entstehen, kann er allerdings nur wenig ändern.

Mangelware: Notfallversorgung

Die medizinische Selbstversorgung der Beduinen hat Tradition und eigentlich nur einen Grund: Es gab Jahrhunderte lang keine andere Möglichkeit. Einzige Ausnahme war die Zeit der israelischen Besatzung des Sinai (1967-1982) – eine Zeit massiver Veränderungen: die Israelis bauten Straßen, Flughäfen, Schulen und Krankenhäuser. Ältere Beduinen erinnern sich deshalb durchaus positiv an die Zeit der Besatzung. Mit der Rückgabe des Sinai 1982 an Ägypten überließ der Staat die Beduinen wieder sich selbst; das aufgebaute medizinische Netzwerk im Landesinneren verkümmerte. Die Vorstellung, dass Beduinen grundsätzlich Schulmediziner ablehnen und einen Heiler bevorzugen, ist falsch. Vielmehr spielen Behandlungskosten und Entfernungen (im Durchschnitt im Sinai 53 km bis zur nächsten medizinischen Einrichtung) im Krankheitsfall eine Rolle. So berichtet mir ein recht erfolgreicher Reiseleiter vom Aleiqat-Stamm an der Westküste, dass er nach der Rückkehr von einer Tour seine Mutter krank im Zelt vorfand. Er brachte sie ins 90 Minuten entfernte Küstenkrankenhaus, wo sie eine Woche lang bleiben musste. Die Behandlung war erfolgreich, aber schluckte die gesamten Einnahmen der vorangegangenen Trekkingtour.

„Wenn ich groß bin, werde ich Kinderärztin“

Mehrere Autostunden entfernt von dem Arzt mit Nachfolgesorgen geht ein Beduinenmädchen jeden Nachmittag zum Strand von Dahab und verkauft Plastikperlenketten an Tauch- und Surftouristen. Fatma ist 16 Jahre alt und recht groß für ihr Alter. Unter ihrem knielangen Kleid trägt sie moderne Jeans, und um den Kopf hat sie lässig einen bunten Schal gewickelt, der viel Haar freilässt.

Es gibt ganze Cliquen von Beduinen-Mädchen, die täglich nach der Schule in großen Trauben über die Touristen regelrecht herfallen. „Kauf eins! Du hast es mir gestern versprochen“, höre ich ein kleines Beduinenmädchen in perfektem Englisch mit einem Touristen zanken. Der sagt: „Gestern war ich gar nicht hier“, und zu mir dann lachend: „Für die sind wir alle nur wandelnde Geldbörsen.“ Der Kellner hat die Szene gesehen und schlägt auf die Kleine ein, um sie von seinem Kunden fernzuhalten. Fatma geht unerschrocken dazwischen und beginnt einen lautstarken Streit mit dem rabiaten Kellner.

Wenn sie allen Touristen in diesem Strandcafé ihre Ware gezeigt haben, werden sie sowieso weiterziehen.

Fatma hat wenig Lust, jeden Tag nach der Schule mit ihrem Leinenbeutel voller Plastikketten stundenlang am Strand entlang zu wandern. Sie träumt davon, später Kinderärztin zu werden. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass ihre Familie sie allein zum Studium nach Kairo gehen lässt. Außerdem hat sie schon jetzt wenig Zeit für ihre Hausaufgaben. Der Souvenirverkauf bringt jede Menge Geld ein, auf das die Familie nicht verzichten kann. „An guten Tagen verdiene ich über 10 Euro, mein Vater macht manchmal nur 2 Euro." Fatmas Familie lebt im Beduinenstadtviertel Azalah. Ein illegaler Flachdachbau grenzt an den nächsten; rundherum hält ein schiefes Mäuerchen den Schatz der Familie, die etwa 30 Ziegen, beisammen. Häufig nach Feiertagen, wenn die Polizei nicht so genau hinsieht, sieht man neue Häuser. Großfamilien ziehen innerhalb von 48 Stunden neue Gebäude hoch. So ist fast das ganze Stadtviertel entstanden. Fatmas Familie nimmt den Dreck der Ziegenzucht, das gemauerte Haus am Stadtrand in Kauf. Immerhin verdienen die Kinder einiges dazu, es gibt Ärzte in der Nähe, und die Schule ist auch nicht weit.

Wenn es abends früh dämmert, treibt es Fatma nicht nach Hause. Dort hat es Diskussionen um ihren Berufswunsch gegeben. Alles in allem wirkt sie, als sei sie trotz ihrer 16 Jahre schon etwas mürbe geworden. Jetzt hängt sie lieber mit anderen Kindern auf der Straße vor dem nach dem Anschlag wieder aufgebauten Supermarkt herum und holt sich Chips und Süßigkeiten von ihrem Geld. Warum sie nicht nach Hause geht und richtig zu Abend isst, will ich wissen. „Ach", sagt sie „wenn's Essen gibt, ist immer sofort alles weg. Wir sind zu neunt." Aber es gibt wohl noch einen anderen Grund: Fatmas Zeit läuft ab. Ihre 18-jährige Schwester ist schon verheiratet und darf nun gar nicht mehr aus dem Haus. Das schickt sich nicht für eine Verheiratete. Fatma bleiben noch etwa zwei Jahre.

Bildung und Nahrung

Im Küstenort Dahab besuchen fast alle Beduinenkinder regelmäßig die Schule bis zum Abschluss. Im Landesinneren jedoch geht ein Drittel aller Kinder gar nicht zur Schule. Nur etwa fünf Prozent aller Beduinen auf dem Sinai können richtig lesen (Quelle: World Food Program). Dort, wo Kinderarbeit möglich ist, nehmen die Familien diese Zuverdienst-Möglichkeit wahr. Beduinenfamilien müssen etwa 70 Prozent ihrer Monatseinnahmen für Essen ausgeben (ca. 22 Euro/Monat). Die Hälfte aller Ägypter lebt mit 1,25 Euro pro Tag nahe der Armutsgrenze. Den meisten Beduinen geht es mit einem Monatseinkommen von etwa 33 Euro noch schlechter. Dazu sind in den vergangenen Monaten die Preise für Grundnahrungsmittel rasant ge-

stiegen: Das Brot kostet 35 Prozent mehr, Preise für Speiseöl und Reis haben sich nahezu verdoppelt.

Diverse NGOs wollen die Beduinen deshalb gezielt befähigen, sich selbst besser zu versorgen. Sie bieten Fischereikurse an, fördern das Anlegen von Zisternen und den Obstanbau (Pfirsiche, Melonen, Oliven, Akazien) und bieten Mikrokredite, damit Nomadenfamilien ihre Zelte verlassen und sich in Städten ansiedeln. Nicht immer mit Erfolg: Manches „Nachhaltigkeitsprojekt“ endet, noch bevor die Neusesshaften ihr Auskommen gefunden haben.

9. Fazit und Ausblick

Erst die fünf Terroranschläge auf dem Sinai in den vergangenen Jahren haben die Weltöffentlichkeit, aber auch die Ägypter auf die Problematik einer Region aufmerksam gemacht, die sie oft ihr „Armenhaus“ oder „Slum Ägyptens“ nennen.

„Durch eine Studie, die der Verein „Nahdet El Mahrousa“ infolge der Anschläge in Sharm Al-Sheikh durchgeführt hat, sind wir uns nun bewusst, inwieweit die Beduinen des Sinai wirtschaftlich und sozial benachteiligt werden. Ihrer eigenen Einschätzung nach leiden sie unter einer Wirtschaftskrise, seit die Ägypter den Sinai besetzten. Ihre Lage sei unter israelischer Besatzung wesentlich besser gewesen“, fasst die Politikwissenschaftlerin Dina Shahata zusammen.

Der langjährige Nahostkorrespondent der ARD, Patrick Leclercq, glaubt, dass die Urheber der Anschläge unter palästinensischen Extremisten zu suchen sind, die die Region möglichst unsicher halten wollen. Dass die Regierung die Beduinen bislang sich selbst überlassen hat und billigend in Kauf nahm, dass sich der Sinai regional und demographisch eher nach Osten orientiert als nach Kairo, wird zum Risikofaktor, wenn dadurch neue unheilvolle Allianzen entstehen.

Immerhin findet langsam bei den Beduinen ein Umdenken statt. Die Terrorismusvorwürfe haben es nötig gemacht, Stellung zu beziehen. So beginnen manche Beduinen, sich politisch zu formieren und zu informieren; sie zeigen bei selbstorganisierten Demonstrationen Distanz zum Islamismus und arbeiten bei neuen Sicherheitsbemühungen mit der Polizei bereitwilliger zusammen als zuvor. Auch entsteht allmählich die Einsicht, dass es notwendig ist, mit den Ämtern und Ministerien zu kooperieren, zum Beispiel, wenn es um die Eintragungen von Landbesitz geht. Durch die neu entstehende Nähe zur ägyptischen Bevölkerung erkennen manche Beduinen, dass Formen der Diskriminierung durch Behörden und Polizei ein gesamtgesellschaftliches Problem sind und nicht nur ihr eigenes.

Auch gelingt in kleinsten Schritten durch lokale Mikrogeschäfte eine subjektive Verbesserung der Einkommensverhältnisse der Beduinenfrauen. Einzelne Pionierinnen bleiben zwar ohne Nachfolgerinnen, können aber vielleicht eine allmähliche Änderung des Selbstbildes der Frauen auslösen. Die Akzeptanz moderner Hilfsmittel wie Geländewagen, Handys, wüstenresistenter Pflanzensorten, Bewässerungssystemen, Computern und Internet ist sehr hoch, dort, wo sie angeboten werden und der alltägliche Nutzen für die Beduinengemeinden offenkundig ist.

Wie hoffnungsvoll auch vereinzelte Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der Beduinen und zum Erhalt ihrer Kultur sein mögen, sind doch ihre soziale, kulturelle und wirtschaftliche Diskriminierung und ihre alltäglichen Einschränkungen im Namen der Sicherheit für die Sinai-Touristen so umfassend, dass ohne ein komplett neues politisches Programm der Regierung wenig Aussicht auf eine Lösung der Problematik besteht. Ziel aller Sicherheitsbemühungen müsste daher die volle Integration der Beduinen in die ägyptische Nationalgemeinschaft zu für sie akzeptablen Bedingungen sein (die Beibehaltung ihrer kulturellen Besonderheiten). Am politisch weniger brisanten Beispiel Siwas wird deutlich, wie die scheinbar geschmeidige Anpassung an den Markt den voranschreitenden Kulturverlust noch beschleunigt. Ohne Zweifel gibt es ein wachsendes Umweltbewusstsein in Ägypten und auch ein berechtigtes Interesse, beim Erhalt des kulturellen Erbes auch verdienen zu können. Doch kann Profitgier und fehlgeleitetes Geschäftsgebaren auch die Wandlung vom Kulturerbe zum inhaltslosen Folklore-Kitsch einleiten. Umweltaktivist Sherif Al-Ghamrawy ist sich sicher: „Der Ansturm von Tourismus und Fortschritt saugt die Beduinenkultur regelrecht auf. Wenn Sie noch Nomaden erleben wollen, kommen Sie schnell. Die gibt es hier bald nicht mehr!“

10. Dank

„El häyäh fi sahra helwa“ – das Leben in der Wüste ist schön! Es ist dieser robuste Zweckoptimismus der Beduinen, der mich auf meiner dreimonatigen Reise durch Ägypten am meisten beeindruckt hat. Deshalb gehört mein Dank all denen, die mir trotz möglicher Nachteile, die ihnen entstehen könnten, dennoch Interviews gegeben und Einblick in ihr Leben gewährt haben. Bedanken möchte ich mich auch bei Patrick Leclercq und dem Team des ARD-Büros Kairo, die mir unbürokratisch eine Basis für meine Recherchen geboten haben, bei den Botschaftsräten Reinhard Ludwig und Joachim Düster für sicherheitspolitische Tipps und die Betreuung vor Ort.

Besonders bedanken möchte ich mich bei Ute Maria Kilian für das Vertrauen in diese Recherchereise und die freundliche Unterstützung, auch als es darum ging, das Thema aus Sicherheitsgründen so einzuschränken, dass es machbar ist. Ohne sie wäre diese Reise nicht denkbar gewesen. Shukran – Danke!